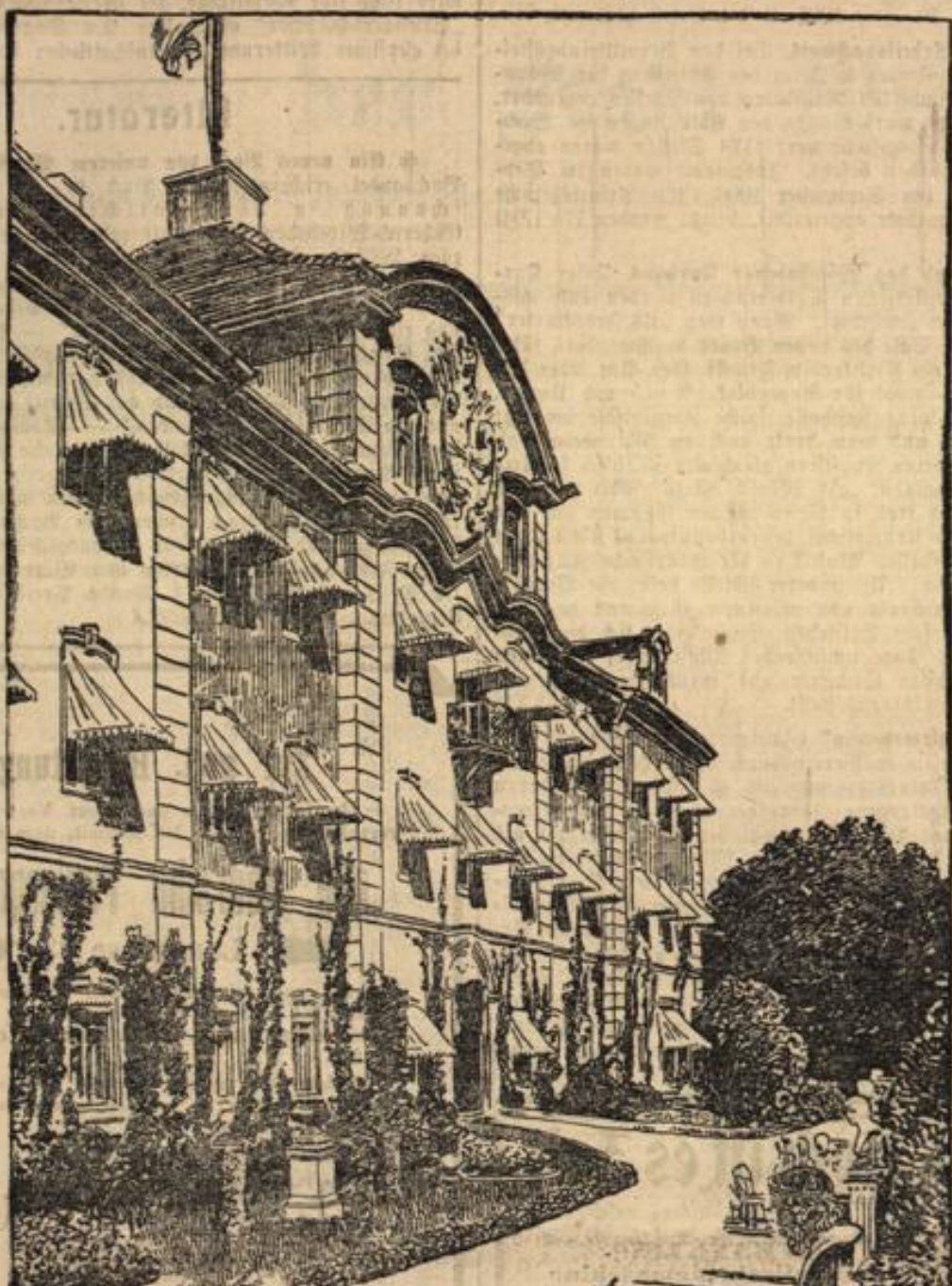


Schloß Mainau, wo der Großherzog starb.



Das Lustschloß auf der Insel Mainau, der Lieblingsaufenthalt der badischen Großherzogsfamilie, ist eines der schönsten gelegenen Schlösser in Deutschland. Die Insel Mainau, die wegen ihrer herrlichen Lage und ihrer üppigen Vegetation häufig die „Isola Bella des Nordens“ genannt wird, ist von sämtlichen fernsten Bäumen umrahmt. Die Wege, die zur Höhe, nach der Mitte des Geländes führen, münden plötzlich auf eine Höhe, wo Rosenhagen erblühen und Zypressen im freien ihr Dasein behaupten. Mitten darin erhebt sich das großherzogliche Schloß, dessen einfache, massige Gestalt davon zeugt, daß sein Bau einem Zeitalter entstammt, da der Glanz und die Wohlhabenheit auf die Innenräume des Schlosses beschränkt waren. Das 1746 errichtete Schloß, einst der Sitz des Deutschordenskommandeurs, kam erst 1853 in den Besitz des Großherzogs

von Baden, der es innen ausbauen ließ und es zu seinem bevorzugten Sommeraufenthalt erhob.

(Telegramm.)

Konstanz, 2. Okt. Abertausende pilgerten gestern zur Schloßkirche auf der Mainau, um die dort aufgebahrte Leiche des Großherzogs zu sehen. Wohl 20 000 Konstanzener waren nach der Insel gekommen, daneben aber auch Tausende aus weiter Ferne. Aus der Seegegend und aus dem Schwarzwald strömte die Bevölkerung herbei, um mit einem letzten Blick von dem kühnen Abschied zu nehmen. Die meisten gingen zu Fuß, da alle Kurs- und Sonderdampfer überfüllt waren.

(Nachdruck verboten.)

Ein Stündchen napoleonische Erinnerungen.

Nach „Englisch Mail“ überf. von M. Blangner. Wiesbaden.

Benige Engländer, die den Kontinent bereisen, widmen den Ufern des Bodensees mehr als einige flüchtige Stunden. Höchstens unterbrechen sie die Fahrt vom Engadin nach Baden-Baden, um sich in Konstanz aufzuhalten, wo Johann Fuß den Märtyrertod erlitt. Wenigen fällt es ein, Schloß Arenenberg zu besuchen, welches bei dem kleinen Fischerdorf Ermatingen in Thurgau liegt und das kürzlich die Kaiserin Eugenie diesem Kanton zum Geschenk gemacht hat. Und doch sollten gerade die Engländer sich dafür interessieren, in deren Land die unglückliche Kaiserin ihren Wohnsitz genommen hat.

Es war die Schloßverwalterin, welche so zu einigen Fremden sprach, als sie im Sterbezimmer der Königin Hortense standen und durch ein Fenster auf die von der Abendsonne beleuchtete Landschaft blickten. Fast neunzig Jahre sind vergangen, seit dieser idyllische Ort eine königliche Residenz wurde, und eigentlich alles war, was von dem glänzenden Kreise des ersten Kaiserreichs übrig blieb. Die Schönheit wurde durch Hortense, die Erzherzogin von Holland und Madame Recamier vertreten, Literatur durch Chateaubriand, Delavigne und den älteren Dumas, Militarismus durch Kolonel Paquin auf der nahen Wolfzburg und durch den Bruder der Königin, Eugen von Beauharnais auf Eugensberg. Und so war es kein Wunder, daß

hier sich alle diejenigen zusammen fanden, denen der Name und der Ruhm der Familie Bonaparte teuer war. Nach den Stürmen des Jahres 1815 hatte sich die Königin Hortense hierher geflüchtet. Die alte Stadt Konstanz hatte zuerst sie und ihre Freunde angezogen. Hier lebte sie einige Zeit, wo sie bald für die Nachbarschaft und das arme Fischerdorf, dem sie ihre Wohlthaten zuwendete, ein Gegenstand der Verehrung wurde. Schloß Arenenberg liegt hoch zwischen Waldungen malerisch eingebettet, wo die unteren von Obstgärten und Fischerdörfern begrenzt werden. Den Abschluß bildet das glitzernde, breite Band des mächtigen Rheinstroms. Schloß Arenenberg selbst war so vielen An- und Umbauten unterworfen, daß von dem ursprünglichen Bau wenig mehr übrig ist. Der Teil aber, den Hortense bewohnte, bewahrt noch heute den Zauber, den Erinnerung an vergangene Größe gibt. In Arenenberg begann Prinz Louis, der spätere Kaiser Napoleon III., seine militärischen Studien unter dem Schweizer, General Dufour, und als nach dem Tode der Königin (1837) die einzige Hoffnung der Bonapartisten in ihrem Sohne fortlebte, fanden von hier aus unzählige politische Manifeste, Essays und Pamphlete ihren Weg in die Welt. Nach dem Staatsstreich von 1852 sah Schloß Arenenberg wenig mehr von seinen Besitzern und die Bonapartisten, die sich hier ein kleines Frankreich für sich gearbietet hatten, folgten dem aufsteigenden Stern ihres Hauses nach Paris. Im Jahre 1865 als der Glanz des zweiten Kaiserreichs auf seiner Höhe stand, besuchte Napoleon III. zum letzten Male Schloß Arenenberg. Damals sahen die dortigen Bewohner zum ersten und letzten Male den Kaiser mit Gemahlin und Kind. Während der späteren weltbewegenden Ereignisse lebte bei den Leuten von Ermatingen die „gute Königin“ und „Prinz

Louis“, den sie als Kind gekannt hatten, in der Erinnerung fort, wie die Gestalten einer Sage, die sie heilig halten. Seitdem hat hin und wieder eine alte, ehrwürdige Dame im Silberhaar das Schloß besucht: die Kaiserin Eugenie. Obwohl vom Alter und Unglück gebeugt, ist die kaiserliche Frau immer noch eine imponierende Erscheinung. Da gibt es nun weiter nichts Lebenswertes im Schloß, höchstens der Wagen, in welchem sich der gestürzte Kaiser nach den Tagen von Sedan in die Gefangenschaft des Königs von Preußen begab, und endlich ein wolfer Blumenkranz in der kleinen Kapelle, den die trauernde Mutter vom Grabe ihres Sohnes aus dem fernen Afrika heimbrachte.

So lebe denn wohl, du ehrwürdiges Schloß, das so traulich blüht und das doch nur von den Geistern des Schweigens und von wenig heiteren, aber vielen unsäglich bitteren Erinnerungen bewohnt scheint.



Kurzer Getreidewochenbericht

der Preisberichtstelle des Deutschen Landwirtschaftsrats vom 23. bis 30. September 1907.

Trotzdem hinsichtlich der Leistungsfähigkeit Rußlands nach wie vor ernste Zweifel berechtigt erscheinen, blieben die größeren russischen Exportzahlen der letzten beiden Wochen doch nicht ohne Einfluß auf die Stimmung des Getreidehandels. Dagegen boten niedrigere Ernteschätzungen für Kanada, die weitere Verminderung der amerikanischen Bestände sowie der Erlaß eines Ausfuhrverbotes seitens der Türkei unter gleichzeitiger Bewilligung zollfreier Getreidezufuhr nach Konstantinopel keine dauernde Anregung. Die Unternehmungslust im internationalen Getreidegeschäft war zuletzt weniger lebhaft und an den meisten Märkten machte sich Neigung zu Preisrückgängen bemerkbar. In Berlin wirkten außerdem bessere Nachrichten, die über die Kartoffelernte im Umlauf waren, ermüdend, wobei man den über häufiges Vorkommen von Frankenschoten und Beschädigungen durch Nachtfröste nur geringere Bedeutung beizumessen schien. Daß die Ernte indes noch nicht genügend vorgeschritten ist, um sich in dieser Beziehung ein abschließendes Urteil zu bilden, beweist übrigens der Umstand, daß die Landwirte immer noch Zeit zum Ausbrechen von Getreide fanden. Da sich gleichzeitig mit dem etwas härteren Inlandsangebot in den Forderungen für ausländischen Weizen namentlich aus zweiter Hand mehr Entgegenkommen ausdrückte, ließ sich das angebotene Material teilweise nur zu ermäßigten Preisen verwerten. Forderungen für diesen Artikel zeigten sich keineswegs nachgiebiger, während der Bedarf teilweise größere Ansprüche stellte, deren Befriedigung zu wenig veränderlichen Preisen erfolgte. Sehr vorsichtig äußert sich die Kaufkraft andauernd auf dem Hafermarkt, ohne daß dadurch das Verhalten der Warenbesitzer sonderlich beeinflusst wurde, zumal sich an der Küste zeitweise Exportbedarf zeigte. Im Gegensatz zu der schwächeren Marktsituation in Mittel- und Norddeutschland hat die Geschäftslage am Rhein und in Süddeutschland ein wesentlich festeres Aussehen beibehalten, wobei die Verhältnisse im Rotterdammer Hafen, sowie die hohen Rheinfachfrachten insprachen, die den Bezug ausländischer Ware erschweren und Bedarf in härterem Maße auf das inländische Angebot zurückgreifen lassen. Das Geschäft in Braugerste hat zu unveränderten Preisen keine weitere Ausdehnung erfahren. Der Absatz von russischer Gerste und in Weizen ist andauernd reger; die Preise für beide Artikel haben neuerdings scharf angezogen.

Es stellten sich die Getreidepreise am letzten Markttage in Mark pro 1000 kg. je nach Qualität, wobei das Mehr (+) bzw. Weniger (—) gegenüber der Vorwoche in Klammern () beigefügt ist, wie folgt:

	Weizen	Roggen	Hafer
Königsberg	226 (230)	196 (198)	163 (—)
Danzig	220 (215)	193 (195)	172 (—)
Stettin	216 (218)	196 (198)	170 (172)
Posen	229 (228)	195 (194)	170 (172)
Breslau	234 (—)	201 (200)	182 (—)
Berlin	220 (225)	203 (205)	181 (186)
Magdeburg	216 (218)	206 (—)	163 (—)
Halle	215 (219)	206 (—)	161 (166)
Leipzig	225 (229)	212 (209)	176 (—)
Köln	214 (215)	195 (194)	163 (168)
Hamburg	219 (221)	199 (201)	180 (—)
Bannaber	216 (218)	208 (210)	171 (173)
Düsseldorf	235 (230)	218 (210)	190 (—)
Wien	227 1/2 (—)	207 1/2 (—)	187 1/2 (—)
Frankfurt a. M.	232 1/2 (225)	207 1/2 (206)	186 (185)
Konstanz	236 1/2 (240)	214 (—)	191 (—)
Strasbourg	245 (240)	215 (—)	205 (—)
Stuttgart	240 (235)	210 (—)	199 1/2 (—)
München	214 (216)	204 (198)	198 (196)



**Kinder-
mehl
Kranken-
kost.**

Hervorragend bewährte
Nahrung.
Die Kinder gedeihen
vorzüglich dabei
u. leiden nicht an
Verdauungsstörung.

Unbedingte Garantie

Man achte deshalb beim Einkauf genau auf den Namen **MAGGI** und die Schutzmarke Kreuzstern.

nicht bloss für die vorzügliche Qualität, sondern auch für die ständig gleichmässige Beschaffenheit ihrer Erzeugnisse bietet die MAGGI-Gesellschaft. Sie hat ausserdem ihre Fabrikation unter die regelmässige Kontrolle der Nahrungsmittel-Untersuchungsanstalt Konstanz gestellt.

Der Landwirt.

Wochen-Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 31.

Wiesbaden, 3. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

(Nachdruck verboten.)

Ist die Geflügelzucht rentabel?

Von M. Dankler in Rumpen.

Die Überschrift dieses Aufsatzes dürfte gar manchem recht sonderbar vorkommen und je nach dem Stande und der Stellung des Lesenden dürften auch die Antworten sehr verschieden ausfallen. Ich will daher nur gleich bemerken, daß ich bei der Frage hauptsächlich den bauerlichen Betrieb ins Auge fesse.

Aber auch hier wird die Antwort verschieden sein, ich will aber die Antwort selbst geben und zwar lautet dieselbe: die Geflügelzucht ist in sehr vielen Fällen nicht rentabel, sie könnte aber überall rentabel sein. Weil sie in vielen Fällen nicht rentabel ist, wird sie durchgängig ganz unrentabel betrieben, läßt sich nicht in dem Umfange betreiben, wie sie betrieben werden könnte und das ist um so trauriger, weil dadurch ungezählte Tausende und Hunderttausende ins Ausland gehen, für die auch die deutsche Landwirtschaft lohnende Verwertung hätte.

Warum ist aber die Geflügelzucht in so vielen Fällen nicht rentabel? Nun, ganz einfach weil derselben nicht die nötige Sorgfalt gewidmet wird, weil auch die allerersten Kenntnisse fehlen, weil die ganze Nacht mancher Bauernwirtschaften nur aus einer Reihe von Fehlern zu bestehen scheint, weil manchmal jede Verrichtung in einer Weise ausgeführt wird, als wolle man mit konstanter Bosheit gerade das Gegenteil von dem tun, was getan werden müßte. Es würde viel zu weit gehen, wollte man alle Fehler auch nur aufzählen, aber einige der wichtigsten dürften doch kurz besprochen werden.

Die Fehler die gemacht werden, beginnen schon von vornherein, beginnen schon mit der Brut. Sehen wir einmal zu, wie es da gewöhnlich hergeht. Die sorgsame Hausfrau hat bemerkt, daß da ein paar Hennen brütend sind und denkt sich nun, da ist es Zeit für Nachwuchs, für Küken zu sorgen. Eier sind in Hülle und Fülle vorhanden, also schnell ausgefacht. Ja, ausgefacht. Aber wie ausgefacht. Beinahe jede Bäuerin hat ein Mittel, wodurch sie mit Sicherheit feststellen kann, ob ein Ei ein Hühner oder einen Hahn ergibt, und dieser Gesichtspunkt ist maßgebend, denn selbstverständlich sollen aus 12 untergelegten Eiern auch 12 Küken, und zwar mindestens 10—11 Hühner sein. Daß trotzdem die Hälfte der ausgefallenen Küken Hähnen sind, verblüfft die Frau nicht im mindesten, sie wird im nächsten Jahre nach einer anderen Methode verfahren, die ebenso sicher und zuverlässig ist. Also die Frau sieht bei der Auswahl die Eier an, ob es Hähnen oder Hühner ergeben — aber sie sieht nicht zu, von welchen Hühnern ihre Bruteier herkommen. Ein Drittel der Eier stammt von ganz jungen Tieren des Vorjahres, die vielleicht im Juli oder August ausgefacht und nun 10, ja erst 8 Monate alt sind. Ein Drittel stammt von alten Tieren, die mit Rot die letzten Kräfte zum Eierlegen benutzen. Alle diese Eier sind minderwertig und minderwertig ist auch die entstehende Nachzucht. Bruteier sollen nur von Hühnern genommen werden, die in voller Kraft stehen, die mindestens ein volles Jahre alt sind und nicht über 4—5 Jahre hinausgehen. Nur von Hühnern in voller Kraft kann man kräftige gesunde Nachkommen erwarten und nur solche können die Geflügelzucht rentabel gestalten. Also $\frac{2}{3}$ der Eier sind in vielen Fällen schon zur Nachzucht ungeeignet. Sehen wir uns nun das letzte Drittel an, welches von Tieren in richtigem Alter abstammt. Das ist doch nun Primaware. Ja, vielleicht! Wenn der Zufall günstig war. Befinden sich aber unter diesen Tieren im rechten Alter verkümmerte, schwächliche Exemplare, schlechte Leger oder gar fränkliche Tiere, so ist das letzte Drittel auch minderwertig, denn die schlechten Eigenschaften der Eltern vererben sich gerade bei den Hühnern ganz außerordentlich. Ist nun endlich auch noch ein Hahn auf dem Hofe, der entweder zu alt oder zu jung ist, oder von einer schlechten Legerin abstammt, so darf man auf die Zuchtergebnisse gespannt sein. Dann kommen vielleicht von 12 Eiern nicht aus, 2—3 Stück der jungen Tierchen geben noch in den ersten 2—3 Wochen ein, von den übrigen bleibenenden sind die Hälfte Hähne und von den übrigen bleibenenden 2—3 Hähnen ist vielleicht keine gute Legerin. Ja bei solchen Zuchtergebnissen kann man von einem Hühner nicht sprechen und sollte gar manchem die Lust vergehen. Das geschieht denn auch und weil doch neue Hühner da sein müssen, so ruft man den vorüberfahrenden Händler an, der nun schmunzelnd 10—20 echte Italiener herbeibringt und dafür die schönen Marktschilde des Käufers in seinen Beutel verschwinden läßt. Selbstverständlich übernimmt der Händler alle möglichen Garantien, obgleich er von der Herkunft der Hühner nicht mehr weiß, als der Käufer selbst. Der Käufer aber lacht auch ins Häufchen, er hat seine Tiere jetzt noch billiger als sein Nachbar, der Eier aus einer Zuchtanstalt bezog und auch billiger als sein Vetter, der junge Tiere von einem Zuchtvereine des benachbarten Fleckens kaufte. Aber seine Freude dürfte nicht lange dauern, die jungen Tiere, die aus wärmeren Gegenden kommen, wollen nicht vorwärts gehen, mehrere gehen schon in den ersten Tagen ein (nun ist der Rest teuer genug) und es dauert Wochen, ehe sie sich erholt haben. Mehrere bleiben schwach und werden niemals ordentliche Leger werden. Daß nun die Rentabilität recht weit her ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden, allein wer so davon abkommt, der kann froh sein. In sehr vielen Fällen werden ansteckende Krankheiten eingeschleppt. Ist es die Geflügelcholera, so ist in wenigen Tagen der ganze Hühnerstand hin, ist es Diphtherie, so nimmt das Sterben kein Ende und man laboriert monatelang herum. Wer aber Gelegenheit hat, die Geflügeltransporte ankommen zu sehen, muß sich wundern, daß es nicht noch schlimmer kommt. Beinahe in jedem Korb finden sich tote Tiere, die lebenden aber, hungrig wie sie sind, fressen von ihren Federn und ihrem Kote. Also fort mit dieser schlechten Handelsware, der Landwirt sei Geflügelgichter, nicht nur Geflügelhalter.

Die Auswahl der Bruteier wird ganz besonders erleichtert durch die Klappnetze, die ganz genau kontrollieren lassen, welches Huhn ein Ei gelegt hat und welches Huhn ein guter Leger ist. Ein Huhn, welches nicht 120 Eier legt, ist von der Zucht ausgeschlossen, alle unter 100 Eier wandern in den Suppentopf. Später verwendet man nur Eier von Tieren, die 140

bis 150 Eier legen und so erzielt man nach und nach einen Stamm, der Tiere ergibt, die im Durchschnitt bis 200 Eier legen. Solche Tiere aber rentieren sich schon. In einer rentablen Zucht gehört aber auch die Ausnutzung des Fleischwertes. Die überzähligen Hähnen lasse man nicht bis zum Verkauf herumlaufen, sondern bringe sie nach $2\frac{1}{2}$ Wochen in einen ziemlich engen Laufraum, gebe ihnen reichlich Futter und verkaufe sie als Masthähnen. Sie haben vielleicht 2½ mehr gefressen, bringen aber das Doppelte und Dreifache ein. Will man sie etwas länger halten und auf etwa 2—3 Pfund heranwachsen, so erhält man ebenfalls sehr schöne Preise und durch den Verkauf der Hähnen wird die Rentabilität der Zucht bereits ganz gewaltig erhöht. Aber auch die Hühner, die im Leben nicht mehr ganz auf der Höhe stehen, sterbe man 8 Tage ein, füttere sie tüchtig und dann bringen sie als Fleisch, und Suppenhühner noch schöne Preise. Es dürfen aber keine abgelebten Greisinnen sein, Köchin und Geflügelhändler wissen das schnell herauszufinden und sie danken höflich oder unhöflich, je nach ihrem Temperament.

Beinahe eine jede Sorte von Hühnern hat ihre Anhänger und ihre Gegner. Sehr verbreitet und beliebt sind ja die Italiener als gute Legerinnen, doch sind sie keine guten Fleischhühner. Gute Leger sind aber auch Wyandottes und Orpington und diese schweren Rassen sind auch gute Fleischhühner. Was aber mehr in die Waagschale fällt, sie sind bessere Winterleger als die Italiener und daher repräsentieren ihre Eier einen bedeutend höheren Wert. Nun dürfte man annehmen, daß die schwereren Wyandottes auch mehr fressen und den Mehrertrag wieder verzehren würden. Aber dieses ist eben nicht der Fall, sie sind ruhiger als die Italiener und nähren so das Futter besser aus. Sie fressen nicht mehr wie die kleineren Italiener. Nur daher kann man sich auch die Resultate der Zuchtanstalt Neuch erklären, nach deren Versuchen die Wyandottes pro Kopf 1 A. Reinerdienst mehr einbrachten als die Italiener. Betreffs der vielgebotenen Kreuzungen zwischen Italiener und dem Landhuhn gilt genau daselbe, was von den Kreuzungen im allgemeinen gesagt wurde, sie entarten und jede Generation wird schlechter.

Sehr gefehlt wird endlich bei der Fütterung der Hühner. Der eine glaubt genug zu tun, wenn er ihnen einige Brotkrumen und Abfälle hinwirft, der andere glaubt Unmassen von Eiern zu erhalten, wenn er die Tiere voll Körner stopft. Beides ist falsch. Der erste erhält keine sehr wenig Eier, weil seine Hühner zu mager sind und ihr Futter zur Erhaltung des Lebens gebrauchen und der zweite erhält noch weniger, weil er seine Hühner mästet, sie also zu fett sind. Im letzten Falle ist zudem ein sehr großer Teil des Futters nicht ausgenutzt. Erprobte Futterrationen sind:

10 Gramm Fischmehl
20 Gramm Meie.
50 Gramm Kartoffeln
50 Gramm Reis

Morgenfutter.

oder

10 Gramm Fischmehl
20 Gramm Meie
30 Gramm Weizen
40 Gramm Hafer
30 Gramm Gerste.

Diese Rationen gelten pro Tag und pro 2 Kilo Lebendgewicht. Hühner, die schwerer sind, bekommen also im Verhältnis mehr. Dieses Futter genügt, die Hühner körperlich kräftig zu erhalten und es gibt ihnen auch alles, was zur Bildung des Eies und der Schale nötig ist. Für Hühner, die keinen Auslauf haben, ist eine tägliche Gabe Grünfutter notwendig, zu empfehlen ist Klee, besonders Luzerne, aber auch Gras, Gemüsekraut, Salat usw. wird gern genommen. Dieses Grünfutter befördert gar sehr den Stoffwechsel und dadurch die Gesundheit der Tiere. Ein Auslauf kann allerdings dadurch nicht ersetzt werden.

Werden diese kurzen Winke befolgt, so wird die Hühnerzucht schon rentabel sein, noch mehr aber ist es der Fall, wenn der Züchter sich auch auf die Fleischproduktion verlegt. Pouletten zieht und diese an Delikatessgeschäfte oder noch besser direkt an Gasthöfe verlaufen kann.

Weinbau und Kellerwirtschaft.

Die Edelsäule der Trauben wird durch die Anfeuchtung des Pilzes Botrytis cinerea verursacht. Derselbe macht die Haut der Beeren matsch, verändert durch eine gewisse Konzentration des Zuckergehaltes und zugleich Zerstörung des Säuregehaltes die Beschaffenheit der Trauben, macht sie also zuckerreicher. Sie ruft dadurch bei dickhäutigen Traubenarten, z. B. Traminer, Riesling, deren Hüllen nicht leicht springen, bei nebligem, kühlem, nicht regnerischem Herbstwetter eine solche Veränderung des Saftes der schon reifen Trauben hervor, daß daraus kräftige, feindouquetige und oft auch sehr feine Ausleseweine erzielt werden. Die fehlerhaften Reigungen solcher Weine können leicht vermieden werden. Da aus den matschen Beeren, die im Zustande der Unreife sind, die Douquetstoffe besser und vollkommener ausgekaut werden als bei vollreifen Trauben, so ist der Wein aus edelhaften Trauben ein sehr wertvolles Produkt.

Die Verwachsungsprobe. Um eine veredelte Wurzeltrabe auf ihre tadellose Verwachsung zu prüfen, nimmt man das Wurzelende in die linke, den veredelten Teil in die rechte Hand und liegt die Rebe zuerst auf- und abwärts. Die meisten Reben halten das gut aus. Der zweite Griff ist der, daß man das Wurzelende nach einwärts gegen den Körper zu, und das Veredelte nach auswärts, also vom Körper weg zu drehen beginnt. Wenn die Rebe dies aushält, ohne daß die Veredelung abspringt, so kann man die Rebe beruhigt in den Weingarten setzen. Eine richtige und gute Auswahl der Veredelungen ist die Grundlage eines guten Gutes. Kranke, schlecht verwachsene Reben stöße man unbedingt aus. Nur gesunde Reben geben einen gleichmäßigen, viel versprechenden Weingarten.

Rotweinfässer, die zur Aufnahme von Weißwein bestimmt sind, müssen (mit Säure oder Basen) entfärbt werden.

Da Säuren immer ihr Bedenkliches haben, verwende man irgend eine Base; am besten und billigsten ist die gewöhnliche Soda, von der man 5—6 Pfund in 20 Liter Wasser auflöst. Die Lösung bringe man in das Fass, das man gut verschließt. Merkin- und herrollt und dann ausleert und austropfen läßt. Ein darauffolgendes, sehr sorgfältiges, mehrere Mal zu wiederholendes Ausspülen mit recht viel klarem Wasser ist unerlässlich.

Milchwirtschaft.

Es ist sehr fehlerhaft, wenn man sich beim Melken lediglich auf das Ausstreifen des Striches beschränkt. Die Hauptsache ist, daß man die Milch aus dem oberen Teile des Euters, wo sich die engen Kanäle und die Drüsenbläschen befinden, gegen den Strich zu herabsieht. Dadurch wird einmal die schon vorhandene Milch besser und gründlicher den Strichen zugeführt, andererseits wird die milchbildende Substanz zu vermehrter Milchabsonderung angeregt. Ein gründliches und rationelles Melken erreicht man dadurch, daß man mit der Hand hoch greift und den oberen Teil des Euters quetscht, stößt und leicht.

Milchzeihen. Als gute Milchzeihen werden neben anderen angesehen: eine faltige Haut in der Dammgegend oberhalb des Euters, die sich leicht abheben läßt, sowie gut und gerade angelegte Strichen. Als schlechte Milchzeihen können dagegen gelten: sogenannte Hegenstrichen, die nach außen gerichtet sind, sowie bei den Gebirgschlägen ein starker herber Ziehl an der Flechte des Halses. Zu den besten Milchzeihen rechnet man ferner eine ganz feingefaltete Haut am Halse und einen gefälligen, nicht zu breiten Kopf und keine Hörner.

Welches sind die Vorteile der Handzentrifuge? Die Handzentrifuge bietet die Möglichkeit, die Milchzentrifuge kleinerer Betriebe in ihren Einnahmen zu heben und erreicht dies erstens dadurch, daß sie eine größere Menge Milchfett einer höheren Verwertung entgegenführt, zweitens dadurch, daß sie den Betrieb wesentlich abkürzt, und drittens durch die Vervollkommenheit des Abfallproduktes der — Magermilch.

Bei



L. Schwenck
Mühlgasse 11—13

kaufen Sie die
haltbarsten Qualitäten echtfarbiger wollner
Kinder-Strümpfe
größte Auswahl — billigste Preise
Strumpfwarenspezialhaus. 6424

Ein
kleines
kann mit



Parkett-Rose
Nass wischbare Bodenwische

auf Parkett, Linoleum u. gestrichenen Böden
nach Gebrauchsanweisung mühelos
Hochglanz ohne Glätte erzielen.
Feuchtes Aufwischen möglich, ohne
Flecken zu hinterlassen, geruchlos.

Vertreter: **J. G. Kipp, Frankfurt a. M.**
Zu haben in den einschlägigen durch Plakate kennt-
lichen Geschäften. 234/63

Großer Emaillewaren-Verkauf.
Rein Ausverkauf!
Billiger Laden, Wollstraße 47
70 79

Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 30.

Donnerstag, den 3. Oktober 1907

22. Jahrgang.

Der Kunsthändler.

Ein sehr bekannter Rechtsanwalt in Philadelphia, Herr J. G. Johnson, hat großes Interesse für Malerei. Er ist Besitzer einer der wertvollsten Privatsammlungen der Welt und wird als großer Bilderkenner weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus geschätzt.

Voriges Jahr überredete ein junger Impressionist den Mäcen, sein Atelier zu besuchen, und Johnson, der gern junge Talente unterstützt, folgte der Einladung. Der junge Künstler zeigte ihm sein letztes Werk, von dem er hoffte, daß der Rechtsanwalt es kaufen würde. Aber dieser konnte sich nicht dafür erwärmen und gab dem jungen Mann in höflichen Worten zu verstehen, daß er das Bild nicht für besonders gut halte. Dies ärgerte den Maler, der große Hoffnungen auf Johnsons Besuch gesetzt hatte, derart, daß er sich zu der unhöflichen Äußerung hinreißen ließ: „Was verstehen Sie denn schließlich von Bildern, Herr Johnson? Sie haben ja noch nie eins gemalt!“

„Mein lieber junger Mann,“ versetzte der Rechtsanwalt lächelnd, während er bedächtig seinen Kneiser mit dem Taschentuch abwischte, „ich habe noch nie ein Ei gelegt, aber ich weiß sehr wohl, wenn eines schlecht ist.“

Herr Hampel im Klub und zu Hause.

Hampel (im Kegelsklub): „Ja, meine Herren, ich bleibe dabei, und wenn es auch von vielen Seiten bestritten wird, ich bleibe dabei, der Mann ist das Haupt der Familie, denn er ist dem Weibe in allem überlegen, er ist mutig, selbstbewußt, zum Herrschen geboren, und daher gilt noch heute das alte Bibelwort: Er soll dein Herr sein! Die Frau ist schwach, anschnüggend, unselbständig; wie der Esel sich an der stolzen Gasse emporrannt, so soll auch sie an dem Manne einen Halt finden und in allen Dingen liebend zu ihm aufsehen. Ja, meine Herren, so ist es! Ich halte nichts von der sogenannten Frauenfrage, die Frau ist nicht dazu bestimmt, an die Öffentlichkeit zu treten und zu herrschen, ihr Feld ist das Haus, hier findet sie ihre Arbeit, hier dient sie dem Gatten und den Kindern, wie Goethe es so schön in „Hermann und Dorothea“ gesagt hat.“

Das ist der Schluß einer längeren Rede, und unter donnerndem Beifall seiner Kegelbrüder nimmt Hampel seinen Platz wieder ein.

Etwa zwei Stunden später kommt der Redner nach Hause.

„Na“, begrüßte ihn seine teure Gattin, „hast du dich endlich nach Hause gefunden?“

Hampel: „Ja, ich —“

Sie: „Ach, bemüß dich, man nich, 'ne Entschuldigung zu finden, du machst mir doch nichts weis. Natürlich hast du dich vor Mitternacht nicht von deinen Kegelbrüdern trennen können, was?“

Hampel: „Ja, aber —“

Sie: „Ach was, aber; ich hab' ja doch recht. Du eil dich man, daß du in'n Keller kommst um für morgen früh ein Eimer Kohlen und Holz rausholst, sonst laßt dich ohne Kaffee ins Bureau gehn.“

„Aber, liebe Hulda —“

„Ach was, liebe Hulda; ich bin nicht deine Liebe Hulda. Wenn du nach Mitternacht kommst, das weißt du schon lange.“

Also nu man dalli in'n Keller, ich möchte in absehbarer Zeit ins Bett, hörst du?“

Hampel: „Aber —“

Sie: „Schon wieder? Du mer den einzigen Gefallen und jeh nu, du weißt, ich versteh' keinen Spaß!“

Und Hampel, der berebte Verteidiger der Mannesrechte, der von der Natur zum Herrschen bestimmte Mann, ergreift mit der Miene eines geduldigen Padesels den Kohleneimer und eilt in den Keller, um den Befehl der schwachen, unselbständigen Frau auszuführen.

Eine Viertelstunde später gehen beide friedlich zu Bett.

Insights vom Automobilsport.

Eine amüsante Geschichte wird in österreichischen Theaterkreisen von einer bekannten ungarischen Primadonna erzählt, die zu den begeistertsten Anhängerinnen des Automobilsports gehört, trotzdem es nicht zu den Seltenheiten zählt, daß sie nach ihren Ausflügen nicht unbedeutende Rechnungen für unzeitig vom Leben zum Tode beförderte Hunde und bits Geflügel zu begleichen hat.

Die letzte Schandtat der jungen Dame war, daß sie bei einer Tour in einem Dorf in der Nähe von Budapest mitten in eine Gänseherde hineinfuhr. Sie setzte ihre Fahrt fort, ohne sich im geringsten um den angerichteten Schaden zu kümmern, aber die aufgebrachtsten Dorfbewohner, die wußten, daß sie denselben Weg zurückkommen mußte, verbarrikadierten die Landstraße. Als die Sängerin wieder an der Unglücksstätte erschien, konnte sie nicht durch, und die wackeren Dörfler präsentierten ihr 140 tote Gänse, für die sie mit 4 Mark pro Stück Schadenersatz leisten sollte, denn sie seien alle durch ihre Schuld verunglückt.

Lächelnd bezahlte die junge Dame und ließ dann die Gänse auf ihren Wagen laden. Hierauf fuhr sie mit der eigenartigen „Strecke“ davon, begleitet von den Hochrufen der Bauern, die ihre Gänse noch nie auf so vorteilhafte Weise losgeworden waren. — — —

An der spanischen Grenze wurde vor kurzem ein englischer Automobilist von zwei Polizisten angehalten und nach seinem Paß gefragt. Ehe er das Schriftstück aus den Tiefen seiner Taschen ans Licht befördern konnte, schleppten ihn die beiden trotz seines Protestes nach einer 15 Kilometer entfernten Polizeistation, wo er von dem Beamten sofort mit Schimpfwörtern traktiert wurde, ehe dieser überhaupt wußte, um was es sich handelte. Nachdem er seinen ganzen Wortschatz erschöpft hatte, ließ er sich endlich herbei, einen Blick in den Paß zu werfen. Als er die ersten Worte des Dokumentes las: „Wir, Talbot, Gascoyne, Cecil, Marquis von Salisbury“ änderte sich sein Benehmen mit einem Schlag, und er war plötzlich von der ausgefeiltesten Höflichkeit. Offenbar bildete er sich ein, der große englische Staatsmann besuche Spanien mit seinem Besuch, denn er wollte durchaus zu Ehren seiner Durchlaucht die Wache heranzutreten lassen. Unter tausend Bücklingen und Entschuldigungen erklärte er: „Ich habe ja nicht geahnt, daß der Herr Marquis in Spanien reiste.“

haben gesehen habe," antwortete er, plötzlich ernst werdend, "und von einer der unglücklichsten zugleich!"

"Ja, ja," sagte die Rätin. "Immer das alte Lied von einem zertrümmerten Herzen. Ich hörte, daß die Baronin Frauenstein sehr bald schon verlassen will."

"Ja, in den nächsten Tagen."

"Und wissen Sie, wohin sie geht?"

"Ich glaube, nach Pöschwitz bei Dresden, wo ihr Schwagerwetter einen kleinen Besitz hat, den er ihr zur Verfügung stellt."

"Sie ist also entschlossen, sich von ihrem Gemahl zu trennen?" fragte die Rätin gespannt.

"Zu trennen, ja! Doch bleibt sie trotzdem gebunden. Baron Bruno wird Ihnen das Nähere erzählen können. Graf Alten ist eben bei ihm und setzt dort wahrscheinlich die diplomatische Mission fort, die er bei der gar zu großzügigen Baronin mit so viel Geschick zu Ende geführt hat."

Graf Alten hatte in der Tat über den klugen Justizrat einen von diesem schwer empfundenen Sieg davongetragen. Editha zur Nachgiebigkeit zu bewegen, wie er und Dietrich gehofft hatten, war ihm zwar nicht gelungen. Sie blieb fest dabei, ihren Gemahl, vorläufig wenigstens, nicht wiedersehen zu wollen, wiedersehen zu können. Aber auf eine gerichtliche Scheidung hatte sie nun doch Verzicht geleistet. Graf Alten hatte ihr Dietrichs Erklärung gebracht, daß er seiner geschiedenen Gemahlin wie die Erziehung seines Sohnes überlassen werde. "Ich habe Editha zu überzeugen gewußt," sagte Graf Alten den ihm schweigend zuhörenden Bruno auseinander, "daß es wünschenswert sei, einen offiziellen Eklat zu vermeiden. Von ihrem Entschluß, Frauenstein für einige Zeit zu verlassen, vermochte ich sie jedoch nicht abzubringen. Mit dem kleinen, wütigen Justizrat, dem ein sensationeller Prozeß entgeht, habe ich schon ein ernstes Wort geredet. Gesundheitsrückichten, verstehen Sie. Alta hofft, Editha zu bewegen, den Winter mit uns in Italien zuzubringen, das macht die Sache glaublicher."

Bruno neigte den Kopf. "Es ruht mir liegt, werde ich tun, ja, habe ich getan, ich habe der schwer beleidigten Frau selbst gegen meine eigene Ueberzeugung zur Versöhnung zugeredet. Da sie eine solche für unmöglich erklärt, hätte ich doch gewünscht, ihr Gemahl gebe sie frei. Auch er wird unter so unnatürlichen Verhältnissen zu leiden haben."

"Darüber machen Sie sich keine Sorgen. Dietrich weiß sich das Unangenehme schon abzuschütteln. Und was Edithas Freiheit anbetrifft, sagen Sie selbst, könnte sie sie genießen? Wieder-teratung wäre mir möglich, für sie, wenn sie ihrem Sohne für allezeit entsagen wollte, und das ist für eine Natur wie Editha unmöglich." Dem nickte Bruno zustimmend.

"Glauben Sie übrigens nicht, Bruno," fuhr der Graf fort, "daß ich Dietrich etwa entschuldige. Aber der Familie liegt es ob, den dürren Zweig des edlen Baumes unter dem Grün seiner Blätter zu verbergen. Dietrich zu halten, ist unsere Pflicht. Hätte Editha auf ihrem Beschluß beharrt, gerichtlich geschieden zu werden, wäre er nicht allein moralisch in den Augen der Welt, sondern auch politisch ruiniert. Er hat zu viel verbraucht und vermag mit vernichtetem Kredit sich nicht zu rangieren."

"Wenn es nur daran liegt," rief Bruno erregt, "so bitte ich, über meine Kasse zu verfügen. So weit Sie reicht, stelle ich Sie Dietrich zu Disposition. Der Baron von Rothensfels wäre nicht in diese Verlegenheiten geraten, unter denen er jetzt zu leiden hat, wenn er nicht durch mich einen Teil seines Vermögens eingebüßt hätte."

Der Graf drückte ihm herzlich die Hand. "Ich verstehe Sie, lieber Schwager, verstehe Sie vollkommen. Sie sind beim Himmel ein echter Rothensfels. Wenn es wirklich dazu käme, daß eine Ehrenrettung Ihres Bruders Not täte, würde ich auf Ihr freundliches Anerbieten zurückkommen. Hoffen wir indessen, daß es nicht nötig sei. Editha vor ferneren Verlusten zu schützen, soll meine Sache sein. Und nun auf Wiedersehen in München. Sie versprechen, auf Ihrer Hochzeitsreise nach dem Süden an unserem Hause nicht vorüberzugehen. Darf ich Alta grüßen?"

"Ich bitte darum."

Bruno geleitete den Grafen zu dem unten harrenden Wagen, an dem der Justizrat schon des Kommenden wartete. Sie hatten Eile, wollten Sie die Station vor Abgang des nächsten nach Berlin gehenden Zuges erreichen. Und Graf Alten wünschte noch den Nachzug nach München zu benutzen, um seiner Gemahlin, die dort ungehulbig dem Ausgang seiner Mission entgegen sah, das wenn auch nur zum Teil zufriedenstellende Resultat mitzuteilen.

Ganz gebeugt lehnte Bruno zu der Rätin zurück, die ihm mit vorgestreckten Händen entgegenkam.

"Ihr Schicksal ist besiegelt," sagte er, der Freundin Hände ergreifend und sich an ihre Seite lehnd. "Wie schwer es ihr zu tragen wird, das weiß ich, Sie selbst hat mir gestern Ihren ganzen Schmerz, den Jammer ihrer Seele offenbart. Und ich mußte ihr noch zur Versöhnung zureden, mußte! Sie suchte meine stützende Hand, und ich durfte sie ihr nicht reichen, o, Sie verstehen, was das heißt. Wollen und nicht können, nicht dürfen! Einen Menschen, den man liebt und ehrt, seinem dunklen Schicksal überlassen müssen!"

"Ich verstehe Sie," sagte die Rätin mit trauvigem Neigen des Kopfes, "verstehen alles, auch das, was Sie mir nicht sagen, und von dem ich doch weiß, daß es Sie bedrückt."

Ein tiefer Seufzer war seine Antwort. Ihre Augen trafen sich in stillem Verständnis. Sie hatte recht, was ihn am meisten bedrückte, war das, was er nicht aussprechen konnte, nicht aussprechen durfte.

22. Kapitel.

Der Kurgarten in Baden-Baden leuchtete hell in die Nacht hinaus. Seine Gaslinien zeichneten die Konturen des lang gestreckten Kurhauses vom dunklen sternbesäeten Nachthimmel ab. Zwei Kapellen spielten in den hell strahlenden Musikpavillons. Unzählige farbige Ballons warfen bis in die fernsten Laubengänge ihren magischen Schein. Ein internationales Publikum wandelte lachend und plaudernd in den breiten Alleen auf und nieder. Die geschmackvollsten Toiletten mischten sich mit den extravagantesten, die durch ihre kühne Farbensammenstellung das Auge fesselten und blendeten. Hüte von unglaublicher Größe mit nickenden Blumenbeeten bedekten schöne und häßliche, alte und junge Köpfe. Elegante Kavaliere, vielfach ganz in weiß gekleidet, den unteren Rand der Beinweiber umgebogen, die Füße in hellen niedrigen Schuhen, die Stöcke mit gewaltigen Knöpfen in der Hand, zwangen sich, Arm in Arm, an den Tischreihen vorbei, nach hübschen Frauengesichtern aussehend. Andere, die schon den gewünschten Gegenstand gefunden hatten, spielten den Galanten an der Seite ihrer Schönen. Es war die erste italienische Nacht während der großen Rennen. Die Unterhaltung dieser wogenden, heiteren Menge drehte sich daher auch zumeist um das Aller Interessante in Anspruch nehmende Thema.

Unter den Herren, die mit ihren Pferden sich selbst an den Rennen beteiligten, war die Stimmung natürlich eine sehr ungleiche, je nachdem einer gewonnen oder verloren hatte. Ueberall aber hörte man die Namen Fürst Voeben und Baron Rothensfels nennen, denn beide, der erstere mit seinem Klappen "Achmet", der zweite mit dem Braunen "Phöbus" hatten Siege davongetragen. Die nicht weit von dem Kurhaus im Gespräch stehenden waren denn auch von Glückwünschenden umringt. Dietrich sah strahlend aus. Er war in gehobener Stimmung.

"Ich glaube, morgen werden ungezählte Tausende auf Ihre Sphinx gesetzt werden," meinte Fürst Voeben. "Alle vertrauen auf Ihren Stern."

"Und Sie haben Recht," sagte Dietrich. "Wenn man ein Pferd, wie die Sphinx, unter sich hat, wäre am Siege zu zweifeln ein Verbrechen."

"So, so," mischte sich ein Verdrossener ein, der mit einem seiner Pferde heute unterlegen war, "so junge, heißblütige Tiere haben zuweilen ihre Mucken. Seien Sie nicht zu sicher, Herr Baron."

"Reid, nichts als Reid," flüsterte Fürst Voeben Dietrich zu. Dieser lachte kurz auf; innerlich aber ärgerte ihn der anberufene Warner. Die Sphinx war geradezu seine Schwäche. Einen Zweifel an dem schönen Goldfuchs nahm er fast für eine persönliche Beleidigung. Eine Anzahl Herren schlossen sich dem Fürsten und Dietrich an, meistens leichtlebige Junggesellen, die gemeinsam einen heiteren Abend verbringen wollten. Die Tische vor der Restauration waren fast schon alle besetzt; man suchte nach einem nicht zu beengten Platz. Da hob sich unter der Veranda ein schöner, von einem reizenden Pariser Hütchen bedeckter Frauenkopf leicht grüßend empor.

"Da, man grüßt Sie, Baron! Alle Wetter, wer ist dieses pompöse Weib?"

"Es ist die Mandoli aus Berlin," entgegnete er leicht hin. "Sie werden von ihr gehört haben."

"Ah, wer sollte nicht? Wirklich reizend! Sie haben Geschmack, Baron. Ihre Freundin? Aber wollen Sie mich nicht vorstellen? Bei den Damen scheinen noch einige Plätze frei zu sein. Oder ist es Ihnen hier nicht angenehm?" Der Fürst sah sich unter den rings umher an den Tischen sitzenden Gästen um. "Ich sehe kein bekanntes Gesicht."

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthfels aus gestriger Nummer:
In seinen Taten malet sich der Mann.



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 231

Donnerstag, den 3. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

Getrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Kohde.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Das Richtige,“ wiederholte sich die Rätin kopfschüttelnd. „Wieviel er mir zutraut! Zuviel! Hier das Richtige zu treffen, ist schwerer, als er ahnt. Wie kann ich aus der Ferne über das Verhalten des leichtsinnigen Mädchens urteilen? Und weiß ich denn, wie es mit ihm, dem Baron, eigentlich steht? Sie gedachte, wie schweigsam er sich in Beziehung auf Ellen in letzter Zeit ihr gegenüber verhalten hatte; aber dennoch schien er an dem Gedanken festzuhalten, im Herbst Hochzeit zu feiern. Neulich erst, als er Fräulein Christine aufgefordert hatte, mit ihm nach Berlin zu gehen, hatte er hinzugefügt: Bis meine Frau das Regiment in dem Hause übernimmt. In Herzensangelegenheiten sich zu mischen, schien ihr immer eine mißliche Sache. Und Bruno warnen, wie ihr Mann vielleicht wünschte? Warum aber? Vor einem Nebenbuhler, der mit Ellen ritt, von seinen Pferden mit ihr sprach? War ein solcher Mann zu fürchten?“

Brunos und des Pastors Eintritt entriß sie ihrem Sinnen. „Daher ich Sie einen Augenblick unter vier Augen sprechen, Fräulein Gertrud?“ fragte der Pfarrer. Das junge Mädchen warf heiß erröthend einen fragenden Blick auf die Rätin. Bruno aber fiel sogleich erklärend ein, daß es sich um einen Auftrag Edithas handle, worauf die Rätin ihr lächelnd und ermutigend zunickte und sie aufforderte, mit dem Herrn Pastor in ihr Boudoir zu gehen.

Kaum hatte sich die Tür hinter den beiden jungen Leuten geschlossen, als auf dem Hofe das Rollen eines Wagens hörbar wurde. „Besuch,“ sagte die Rätin.

„Es scheint so,“ fügte Bruno mit einem Ausdruck der Enttäuschung hinzu, „und ich hatte ein solches Bedürfnis, mich an ihrer Frische, Ihren Lebensmut wieder einmal aufzurichten.“

„Was drückt Sie, lieber Freund?“ fragte die Rätin, ihm nicht ohne Sorge in das erregte Antlitz sehend. „Sind es wieder literarische Anfeindungen, die Ihnen den Mut vertrüben, oder etwas anderes?“

„Wäre es das nur!“ entgegnete er aufseufzend. „Mit diesen Feinden will ich schon fertig werden. Doch was sehe ich, unterbrach er sich, vortretend. „Das ist ja ein Frauensteiner Wagen. Wenn mich meine Augen nicht täuschen, sitzt mein Schwager Alten und Justizrat Eberhard darin. Ich fürchte, ich fürchte, liebe Freundin, auch diese beiden bringen nichts Gutes.“ Die Rätin nickte traurig.

Bruno eilte hinaus, die Herren zu empfangen. Mit einem Seufzer schaute ihm die Rätin nach. „Arme Baronin,“ dachte sie. „Gib's denn für ein Menschenherz Schwereres zu tragen, als das, getäuscht zu werden, wo es geliebt und vertraut hat? Das aber geschieht gerade den Besten. Auch Bruno wird es nicht erspart bleiben, diesen bitteren Kelch zu leeren.“ Sie blieb nicht lange allein: denn aus dem Boudoir traten freudestrahlenden Antlitzes der Pfarrer und Gertrud. Die Rätin ahnte sogleich, was geschehen war. „Gott sei gedankt, wenn ich recht ahne,“ rief sie dem an sie tretenden Paare entgegen. „Doch einmal glückliche Menschen!“

Gertrud sank neben ihrem Stuhle in die Knie: „Ja, liebe Frau Rätin,“ jubelte sie. „Sie sollen es zuerst erfahren. Ich bin eine glückliche, überfällige Braut!“

Die Rätin neigte sich über sie und küßte sie innig. Dann reichte sie dem Pfarrer Lorenz die Hand, über die er sich ehrfurchtsvoll neigte. „Sie haben's gut gemacht, lieber Pfarrer,“ sagte sie freundlich, „eine bessere Wahl konnten Sie nicht treffen, als unsere liebe Gertrud, die nun, statt mit mir nach Berlin zu gehen, in das Pfarrhaus in Frauenstein als junge Frau einziehen wird.“

„So eilig geht es noch nicht, liebe Frau Rätin,“ rief Gertrud, und über ihr strahlendes Gesicht flog es wie ein Hauch der Wehmut. „Wir wissen jetzt, daß wir uns für's Leben gehören, das wird uns über die Zeit der Trennung hinweghelfen.“

„Der Trennung?“ fragte die Rätin erstaunt. „Ich dachte, ein deutscher Pfarrer hätte alle Ursache, so schnell als möglich eine Lebensgefährtin an seine Seite zu nehmen.“

„Das wohl,“ nahm nun der Pfarrer das Wort. „Aber eine höhere Pflicht der Dankbarkeit und Freundschaft fordert nun von uns diese Entsagung. Ich kam, um meiner Gertrud die Bitte der Frau Baronin zu überbringen, sie in die stille Zurückgezogenheit zu begleiten, die sie mit ihrem Kinde für die nächsten Monate aussuchen will.“

„Das ist recht von Ihnen, Gertrud,“ rief die Rätin gerührt, „und auch von Ihnen, lieber Pfarrer, daß Sie der eines freundlichen Zuspruchs bedürftigen Frau dieses Opfer bringen.“

„Wir bringen es gern,“ rief Gertrud mit leuchtenden Augen, „wenn es überhaupt ein Opfer zu nennen ist, einer so geliebten Frau einen Dienst leisten zu dürfen. Und nun zu den Eltern. Sie beurlauben mich für heute, Frau Rätin?“

„Mit Freuden, liebes Kind, und sagen Sie Ihren Eltern, daß ich heute noch selbst zu ihnen kommen werde, ihnen meinen Glückwunsch auszusprechen. Und ich denke, der Baron wird mich begleiten.“

Sie waren kaum gegangen, da ließ sich der Justizrat bei der Rätin melden. „Lange erwartet, lieber Eberhard,“ rief sie dem Eintretenden freundlich entgegen. „Sie haben mich auf den von meinem Manne Ihnen aufgetragenen Gruß vergeblich warten lassen.“

„War nicht meine Schuld, verehrte Freundin,“ entgegnete er. „Sie wissen, ich bin ein Sklave meiner Arbeit, und außerdem schreibt Arnold so fleißig an Sie und hat Sie so genau auf dem Laufenden erhalten über alles, was uns beiden Ausreißern begegnet ist, seit wir dem wilden Regiment Ihrer Hand entrückt waren, daß Sie den Gruß wohl kaum entbehrt haben werden. Na, der gute Arnold genießt ja noch weiter die Freiheit, und gar in der beneidenswertesten Gesellschaft.“

Er sprudelte die Worte so heraus; die Rätin aber merkte doch einen gewissen Zwang. Er schien ihr durchaus nicht so heiter, wie er sich den Anschein gab, es zu sein. „Sie kommen aus Frauenstein?“ fragte sie.

„Ja, von einer der seltensten Frauen, die ich in meinem

Ich hätte ja natürlich nicht gewagt, den Herrn Marquis aufzuhalten, ich lege mich Euer Durchlaucht ergebenst zu Füßen."

Ein bekannter Sportsmann fuhr in rasendem Tempo auf der Straße nach Brighton, als er plötzlich in der Entfernung zwei Polizisten bemerkte, die eifenden Laufes ein Feld durchqueren, um ihm den Weg abzuschneiden. Um der unliebsamen Begegnung auszuweichen, erhöhte er die Schnelligkeit seiner Fahrt noch nach Möglichkeit, und als seine Verfolger die Hede überklettert hatten, die sie von der Landstraße trennte, war es ihm gerade gelungen, vorbeizustreifen. In wahnsinniger Eile erreichte er die Stadt und fuhr direkt zu einem Automobilhändler, wo er seinen Wagen in einen verschließbaren Raum bringen ließ. Kaum hatte er das Gebäude verlassen, da erschien ein berittener Schutzmann und erkundigte sich, ob ein Automobil hier eingestellt worden sei. Natürlich wußte niemand etwas davon, und die Brightoner Polizei wunderte sich heute noch, was aus dem Automobil geworden, das so plötzlich verschwunden, als ob es die Erde verschlungen habe.

Eine freudige Überraschung.

"Herr Schneider!" rief der Chef, und als der Buchhalter das Privatkontor betrat, fügte er hinzu: "Ich habe mich Ihnen zu sprechen."

"Ja wohl, Herr Schneider."

"Wie lange sind Sie jetzt bei uns?"

"Fast fünfundsiebzig Jahre."

"Ja, ja, die Zeit vergeht. Sie kamen vom Dorf und trugen alles, was Sie besaßen, in einem Taschentuch bei sich."

"Ja wohl, Herr, so war's."

"Und Sie hofften sich hier in der Stadt eine angesehen Stellung zu erringen?"

"Das stimmt."

"Und Sie glaubten, Ihre Treue und Ehrlichkeit würden Anerkennung finden, und Ihre guten Dienste würden schließlich belohnt werden?"

"Ja, das habe ich allerdings geglaubt, Herr Schneider."

"Ach, ich erinnere mich noch sehr wohl des Tages, als Sie kamen; es hatten sich viele Lehrlinge vorgestellt, aber Sie gefielen mir am besten."

"Sehr schmeichelhaft."

"Nun, Schneider, Sie wissen, mein Teilhaber tritt heute aus dem Geschäft aus, da habe ich an Sie gedacht, und es freut mich aufrichtig, daß es in meiner Macht steht, Ihre langjährigen treuen Dienste zu belohnen. Sie wissen auch, daß ich das Geschäft allein fortführe?"

"Ja wohl, Herr Schneider."

"Aber mein Betriebskapital ist bedeutend kleiner."

"Ach!"

"Ja, und ich muß daher alle Gehälter heruntersetzen, Allen anderen werde ich fünfzehn Prozent abziehen, Ihnen aber, in Anerkennung Ihrer jahrelangen fleißigen Tätigkeit bei uns, nur zehn. Im übrigen wäre es mir lieb, wenn Sie morgens eine halbe Stunde früher kämen, damit Sie die Briefe erledigen können und wir mit einem Lehrling fertig werden. Und seien Sie, bitte, etwas sparsamer mit Gas und Kohlen. So, Schneider, das war alles, was ich Ihnen zu sagen hatte."

Humor.

Die Flitterwochen. Er: "Weißt du schon, Kund meine Frau haben die Hochzeitsreise in ihrem neuen Automobil angetreten!" — Sie: "Ach, wie herrlich! Und wo bringen sie die Flitterwochen zu?" — Er: "Wo? Na, im Krankenhaus."

Das Schönheitsmittel. Eine Dame hatte ein sonst recht gutes Mädchen, das aber etwas an Wasserscheu litt und das Waschen für eine ziemlich überflüssige Beschäftigung hielt. Alle Anspielungen prallten an ihr ab, da hatte die Dame einen guten Gedanken. "Martha," sagte sie, "ich habe mir erzählen lassen, wenn man sich jeden Tag das Gesicht in warmem Seifenwasser wäscht, soll man schön davon werden." — "Was Sie sagen, gnä' Frau," erwiderte Martha, "da wundere mich's nur, daß Sie's nicht versuchen!"

Der höfliche Arbeiter. "O, Sie sind sehr liebenswürdig, danke sehr," sagte eine nicht mehr ganz junge Dame zu einem Arbeiter, der ihr in einem überfüllten Stadtbahncoupé seinen Platz abgetreten hatte. "Schon gut, Madamchen, schon gut," erwiderte der Mann, und als die Dame sich gesetzt hatte, fuhr er fort: "Ein Mann darf sich sitzen klein, wenn er weiblichen Wesen stehen muß, ha! immer gesagt. Et gibt ja sonne, die stehen nur uff, wenn se en hübschet Gesicht hat, awerst mir is, der ganz schnuppe, wie sie ja gesehn ham, Madamchen!"

Der Arme. "Sie Aermster," sagte die mittelbige Dame zu dem Bettler, "wie sind Sie denn in diese traurige Lage geraten?" — "Durch meine Frau," war die Antwort. — "O, wie bedauerlich, und wie kam denn das?" — "Sehr einfach. Ich habe ihr drei gute Auswartestellen besorgt, und sie hat's in keiner ausgehalten."

Unmöglich. Junge Dame, die mit dem Droschkentritscher in Differenzen geraten ist, zornig: "Ihren Namen!" — "Das ist unmöglich, mei' kuestes Freileinchen, mein Namen gann ich Sie nich gäwen, den hau' ich schon enne andere gegäwen; ahwer wenn Se de Nummer von meine Droschge woll'n, die genn'n Se cha selwer läsen."

Unsere Dienstboten. "Ja, gnädige Frau, es ist besser, ich gehe," sagte das hübsche Dienstmädchen, "der junge Mann, der Fräulein Edith den Hof macht, ist mir zu unsympathisch."

"Na, aber so was!" versetzte die Dame, "das ist doch ganz egal, er macht Ihnen doch nicht den Hof, Lina."

"Das stimmt schon, gnädige Frau, aber in der Nachbarschaft könnte man's vielleicht glauben, und das wäre mir sehr unangenehm."

Im Ujseebad. Wirtin, die eben ihre Wochenrechnung vorgelegt hat: "Ich hoffe, gnädige Frau, die erfrischende Seeluft bekommt Ihnen und dem gnädigen Herrn und den lieben Kinderchen recht gut!" Dame: "O ja, unser Appetit hat sich schon kolossal gehoben. Zum Beispiel bringen wir es zu Hause nicht über ein Brot pro Tag, aber wie ich aus Ihrer Rechnung sehe, werden wir hier täglich mit vierem fertig."

Unmöglich. "Sie sollten immer auf der rechten Seite liegen, gnädige Frau." — "Das ist unmöglich, bester Doktor, mein Mann spricht im Schlaf, und ich kann auf dem linken Ohr nicht hören."

Ach so! Renner: "Ich kann mit dem Automobil, das du mir verkauft hast, kein vernünftiges Tempo erreichen. Ich verstehe das nicht, du hast mir doch gesagt, du wärst sechsmal vom Schutzmann aufgeschrieben worden!" — Schleicher: "Allerdings, alter Freund, aber nicht wegen zu schnellenfahrens, sondern wegen Versperrung einer öffentlichen Straße!"

Schmeichelt. Der Gast, nach dem Essen: "Ihre Frau ist eine solche Schönheit, Herr X, daß es mich wundert, daß Sie gar nicht eifersüchtig sind." — "O, ich bin es doch," versetzt der Hauswirt, "ich habe immer nur Männer ein, in die keine vernünftige Frau sich je verlieben würde!"

Vexierbild.



Der Professor sucht seinen Sohn, wo ist derselbe?